

YÜ TA WE / EUROPA UND CHINA

Im Verlaufe des Zusammenseins am 17. März mit den Angehörigen des Deutsch-Ausländischen Akademiker-Clubs Frankfurt a. M.*) sprach Dr. Yü Ta We, Berlin, über den Einfluß des Abendlandes auf China. Wir geben seine Ausführungen nachstehend wieder:

Es gibt mehrere ausgezeichnete Bücher, die sich mit dem kulturellen Einfluß Chinas auf das Abendland beschäftigen. Von deutschen Werken sind besonders hervorzuheben: Reichweins „China und Europa“ und Merkels „Leibniz und die China-Mission“. In diesem Vortrag möchten wir den kulturellen Einfluß des Abendlandes auf China etwas näher beleuchten. Angesichts des großen Umfangs des Themas werden wir uns dabei auf die Jahre 1842—1911 beschränken.

Kulturzusammenbruch ist das Schlagwort unserer Zeit. Jedoch das Gefühl, daß sich eine Kultur ihrem Untergange nähert, kann durch sehr verschiedene Gründe hervorgerufen werden. Hier im Abendlande z. B. wächst es doch viel mehr aus dem Bewußtsein der durch den Krieg zum Ausdruck gelangten inneren Disharmonie der abendländischen Kultur als aus dem Zusammenstoß mit den großen asiatischen Kulturen. Obwohl man nicht bestreiten kann, daß die Berührung mit der chinesischen Kultur auch etwas zur Ueberwindung der Fiktion der absoluten kulturellen Ueberlegenheit der Europäer beigetragen, steht es doch außer Zweifel, daß diese Berührung bis jetzt die Lebensanschauungen der Europäer wenig verändert hat. Hier liegt kein Kulturkonflikt vor, wie vor 40 Jahren in Japan, wo man sich vor die Alternative gestellt sah: entweder die chinesische Kultur oder die europäische! Für die Japaner war es verhältnismäßig leicht, eine Entscheidung zu treffen; denn weder die eine noch die andere ist ihre eigene Schöpfung.

Dagegen geht der scheinbare Zusammenbruch unserer chinesischen Tradition nicht aus irgendeinem inneren Widerspruch der alten Kultur hervor, sondern ausschließlich aus dem katastrophalen Zusammenstoß mit der europäischen

Kultur, die 1840 mit Waffengewalt uns gegenübertrat. Seitdem gewinnt sie immer festeren Boden, so daß sie heute unsere alte Kultur gänzlich zu verdrängen droht.

Hat nun die alte Kultur Chinas sich wirklich überlebt? Ist ihr Lebensprinzip wirklich im Absterben begriffen? Wird sie wirklich untergehen am „Europäismus“, wie die Antike am Christentum? Die meisten Europäer und radikalen Chinesen sind geneigt, diese Fragen zu bejahen. Aber die humanistisch ausgebildeten Chinesen sind entgegengesetzter Meinung. Und doch: besorgt, daß das Unglaubliche geschehen könnte, empfinden sie in ihrem tiefsten Innern einen eigenartigen Schmerz, den „Kultur-schmerz“ der alten Chinesen, der sich in der Literatur auszuleben suchte.

Der Opiumkrieg 1840—1842 hat den Chinesen nur die Ueberlegenheit der europäischen Waffen gezeigt. Von kulturellen Einflüssen war zuerst gar keine Rede. Freilich steht das Prinzip der Gleichstellung der Nationen, das in dem chinesischen Text des Friedensvertrags von 1842 allerdings nur angedeutet ist, nicht im Einklang mit der traditionellen chinesischen Staatsphilosophie. Aber die Chinesen haben damals die Bedeutung dieses Prinzips noch nicht genügend erfaßt, um eine Umgestaltung ihrer überlieferten Anschauung über die Beziehungen der Barbaren zum Reich der Mitte für nötig zu halten.

Die Chinesen, wie die Griechen, hielten sich bekanntlich für das einzige Kulturvolk der Erde. Für sie gab es nur einen Kulturstaat, und das war das chinesische Kaiserreich. Um das Reich der Mitte lagerten sich nach ihren unvollkommenen geographischen Vorstellungen die barbarischen Völkerschaften als tributpflichtige Untertanen. Es ist aber falsch, daraus zu schließen, daß die Chinesen National-egoisten gewesen seien. Sie machten zwischen dem Kultur- und dem Rassenbegriff einen großen Unterschied. Dem Buch von Frühling und Herbst, der philosophischen Chronik des Confucius, die auf die spätere geistige Entwicklung Chinas einen kaum zu überschätzenden Einfluß ausgeübt hat, liegt schon folgende

Regel zugrunde: „Barbaren, die die chinesische Kultur annehmen, sind Chinesen; Chinesen, die die barbarischen Sitten annehmen, sind Barbaren“. Diesem liberalen Prinzip hat wohl das heutige Riesenreich des fernen Ostens seine Entstehung zu verdanken.

Die Niederlage Chinas im Opiumkrieg erschütterte die Autorität der kaiserlichen Regierung. Kurz nach diesem Krieg brach der Taipingaufstand aus, dessen Führer 1847 in Kanton durch einen amerikanischen Baptistenmissionar oberflächlich in die christliche Lehre eingeführt worden war. Später erhob er den Anspruch, der zweite Sohn Gottes zu sein und als solcher von Gott, dem Vater, den Auftrag erhalten zu haben, das Taipingreich — Reich des ewigen Friedens — in China zu gründen. In seinem siegreichen Feldzug von Kwangsi bis Nanking zerstörte er überall die Tempel, die dem Andenken des Confucius gewidmet waren. Die Regierungstruppen, durch den Opiumkrieg vollständig demoralisiert, konnten den Taipings nicht den geringsten Widerstand leisten. Dessen bewußt, organisierte der große Gelehrte Tseng Kuo-fan ein neues Heer, um die Feinde der alten Kultur und Religion zu unterwerfen. Seine Soldaten waren Bauern, seine Offiziere Gelehrte. Er forderte die sämtlichen Gebildeten Chinas auf, gegen die Taipings vorzugehen: „Ihr, die ihr die Schriften von Confucius leset, ziehet euer Schwert gegen die Feinde unserer Kultur und Religion.“ Die Gebildeten taten es. Aber erst nach elf Jahren blutiger Kämpfe ist es dem eisernen Marquis gelungen, Nanking, die Hauptstadt der Taipings, einzunehmen. Es war wahrhaftig ein Kulturkampf, der einzig in unserer Geschichte dasteht.

Noch während des Taipingaufstandes kam es zwischen China einerseits und England und Frankreich andererseits zu einem zweiten Krieg, der im Jahre 1860 durch die Ratifizierung der Verträge von 1858 zum endgültigen Abschluß gebracht wurde. Diese Verträge betonten ausdrücklich das Prinzip der Gleichstellung der Nationen.

Die Niederlage der bis dahin für unbesiegt gehaltenen Truppen des mongolischen Prinzen Seng-ko-ling-sen und die Erfolge General Gordons gegen die Taipings in Kiangsu be-

stätigten die Ueberlegenheit der europäischen Waffen. Kuo Sun-tau, Sekretär des Prinzen Seng-ko-ling-sen, war ein intimer Freund des Marquis Tseng. Li Hung-Tschang, in dessen Dienst Gordon stand, war sein früherer Schüler und Sekretär. Wieviel die beiden zur Gestaltung der Außenpolitik des Marquis Tseng beigetragen haben, läßt sich heute nicht mehr genau feststellen. In jener Zeit vervollständigte Li Schan-lan, ein Protegé von Tseng, die von Ricci im 16. Jahrhundert begonnene chinesische Uebersetzung des Euklid und übertrug selbst verschiedene bedeutende europäische wissenschaftliche Werke in unsere Sprache. Das war der Auftakt zu späteren Reformbewegungen in China. 1872 starb der große Marquis im Alter von 62 Jahren. Mit seinem Tode verschwand die Verkörperung unserer humanistischen Ideale — Weiser, Gelehrter, Staatsmann und General in einer Person!

Die von Marquis Tseng festgelegte und von Tso Tsung-tang und Li Hung-Tschang weitergetragene Politik läßt sich durch die Formel ausdrücken: Verteidigt eure Kultur mit europäischen Waffen. Li Hung-Tschang war ein großer Diplomat, aber ein schlechter Organisator. Für seinen Mangel an organisatorischer Fähigkeit hat China einen teuren Preis bezahlen müssen: die Niederlage im chinesisch-japanischen Krieg von 1894. Mit dieser Niederlage endete die Politik der großen chinesischen Staatsmänner der vergangenen Generation. Zwischen 1894 und 1898 richtete sich das Bestreben der aufgeklärten Chinesen auf eine politische Reform. Japan, so dachte man, ist ein kleines Land, China ein großes. Wir hatten außerdem ein modernes Heer und eine moderne Flotte. Weshalb hatte trotzdem der Riese des fernen Ostens dem Zwerg nicht widerstehen können? Die Antwort lautete: weil sich die Japaner europäische politische und soziale Einrichtungen angeeignet haben. Folglich mußten nunmehr auch die Chinesen ein umfassendes Reform-Programm durchsetzen.

Die Tagebücher der ersten zwei chinesischen Gesandten in London, Kuo Sun-tau und des Marquis Tseng Ki-tsa, machten die Chinesen mit europäischer Politik bekannt. Huang Tsun-

*) Siehe „Sinica“ II/1927, S. 38.

Hien, der chinesische Konsul in Singapore, veröffentlichte seine monumentale Geschichte der Reformbewegung in Japan. Yen Fu, der in England studiert hatte, setzte die literarische Welt in China durch Uebersetzung von Huxleys Abhandlung über Evolution in große Erregung. Zum erstenmal kamen die Chinesen zu der Erkenntnis, daß sich die Europäer nicht nur in der Naturwissenschaft und Technik auszeichnen, sondern auch in der Philosophie. Kang Yu-we, der Held des Staatsstreiches von 1898, versuchte durch eingehende Quellenuntersuchung zu beweisen, daß Confucius in Wirklichkeit ein Reformator gewesen sei, und daß es nichts in seiner Lehre gäbe, das einem politischen Konservatismus huldige. Herrn Prof. Dr. Otto Franke gebührt das Verdienst, durch sein hervorragendes Werk über Tsch'un ts'iu den Europäern die Gedanken Kang's näher gebracht zu haben.

Von 1898 bis 1911 waren Liang K'i-Tschau und Yen Fu die einflußreichsten Schriftsteller in China. Liang, ein Schüler Kang Yu-we's, lebte seit 1898 in Japan, wo er eine chinesische Zeitschrift herausgab. Durch Uebersetzung aus japanischen Quellen versuchte er europäische Ideen in China einzuführen. Obgleich sein Einfluß auf die Jugend Chinas nicht abzuleugnen ist, sind doch seine Werke über europäische Kultur vom kritischen Standpunkt aus betrachtet mehr oberflächlich. In den letzten Jahren hat er sich nur der Sinologie gewidmet. Das Niveau seiner wissenschaftlichen Werke scheint sich neuerdings gehoben zu haben.

Yen Fu, der Huxley-Uebersetzer, hat noch verschiedene Werke von Adam Smith, Montesquieu, J. S. Mill und Spencer ins Chinesische übertragen. Er hat ohne Zweifel mehr als jeder andere Chinese dazu beigetragen, die europäische Philosophie den Chinesen zugänglich zu machen.

Zwischen 1898 und 1911 nahm der europäische Einfluß in China immer mehr zu. Schulen und Universitäten wurden nach europäischem Muster eingerichtet, Verfassung und neue Gesetzbücher entworfen, das Heer reorganisiert und sogar Vorkehrungen zu einer Volksvertretung getroffen. Aber alles kam zu spät, um die Mandschu-Dynastie zu retten. Im September 1911 brach die Revolution in Wutsch'ang

aus, und fast ohne Widerstand ist die Ta Ts'ing-Dynastie zugrunde gegangen.

Ist es die Mandschu-Dynastie, die im Jahre 1911 gefallen ist, oder vielmehr die Staatsphilosophie der Chinesen? Der Konflikt zwischen China und Europa, bei dem man Waffen nicht geschont hat, ist im Grunde genommen eine Auseinandersetzung zwischen zwei völlig verschiedenen Weltanschauungen: der chinesischen, nicht der mandchurischen, und der europäischen. Der Mandschu-König T'ai-tung, dessen Sohn 1644 der erste Kaiser der Mandschu-Dynastie in China wurde, gab in einem Brief an Yuan Tsun-huan, den damaligen chinesischen Militärgouverneur von Liautung, als casus belli gegen die Chinesen folgendes an: „Ihr benehmet euch, als ob euer Kaiser im Himmel wäre und ihr euch selbst in den Wolken befändet. Die von Gottes Gnaden Könige kleinerer Länder haltet ihr für Schmutz und Staub. Soll man das noch weiter erdulden?“ Die Sinisierung der Mandschus vollzog sich derart schnell, daß sie bald ihre eigenen Sitten verloren und ihre eigene Sprache vergaßen. Als Lord Macartney gegen Ende des 18. Jahrhunderts als englischer Gesandter nach Peking kam, wurde er als Tributträger bezeichnet. Der Brief des Kaisers Kienlung, den er dem König Georg III. übergeben sollte, fängt mit folgenden Worten an: „O Du König, sei hiermit unterrichtet: Du bist von Uns durch mehrere Meere getrennt und doch neigst Du Dein Herz unserer Kultur zu, Du hast Tributträger zu Uns gesandt, um Uns Deine Ergebenheit zu versichern und Erzeugnisse Deines Landes zu bringen.“ So hatte sich die Weltanschauung der Mandschus gegenüber den Worten ihres Begründers verändert. Wie soll man es nennen? Ironie des Schicksals!

Das alles mag dem mit der Weltgeschichte nicht Vertrauten lächerlich klingen. Aber Geschichtsforscher wissen, wie einmal das Gespenst des Universalimperiums die bedeutendsten Köpfe Europas heimgesucht und wie lange es gedauert hat, bis die Europäer die Koexistenz gleichberechtigter Nationen als selbstverständlich hinnahmen. Selbst der Mitverfasser von „De Eloquentia Vulgari“ hat eine Streitschrift „De Monarchia“ geschrieben,

um die Notwendigkeit einer Weltmonarchie zu beweisen. Wieviel die Europäer preisgegeben haben, bis sie auf die heutige Entwicklungsstufe gekommen sind, kann heute niemand mehr genau feststellen.

Auch die alte Kultur Chinas ist heute nicht mehr in ihrer Gesamtheit erhalten. Das Wesentliche ist jedoch geblieben. Nirgendwo pflegt man sorgfältiger das Studium der klassischen Literatur. Aus ihr werden unsere Ideale geschöpft und durch sie unser Leben gestaltet. Innerlichkeit, Selbstdisziplin und menschliche Liebe bleiben noch immer die Grundlagen unserer Lebensanschauung. Es ist nicht zum erstenmal, daß die Weltgeschichte einen Kulturzusammenstoß verzeichnet. Gegenseitige Beeinflussung in diesem Fall ist nicht zu vermeiden. Ob sich daraus eine neue, inhaltlich reichere Kultur ergeben wird, hängt von denen ab, die die Einflüsse übermitteln. Diese Erwägungen bieten uns die erwünschte

Gelegenheit, die Gründung des China-Instituts durch Prof. Dr. Richard Wilhelm seitens der Chinesen herzlichst zu begrüßen.

Obgleich Gleichberechtigung der Nationen bis heute eine juristische Fiktion bleibt, mußte in der Praxis die Verletzung der Grundsätze der Gegenseitigkeit und Gleichstellung doch üble Folgen nach sich ziehen. Vor 1842 erkannten die Chinesen diese Grundsätze überhaupt nicht an. Welch teuren Preis haben sie dafür zahlen müssen! Heute ist die Lage gerade umgekehrt. Seit 1842 haben die Großmächte China durch Machtanwendung gezwungen, Verträge mit ihnen abzuschließen, deren Geist im Widerspruch zu diesen Grundsätzen steht. Heute verlangt China von den Großmächten, was die Großmächte einmal von ihm verlangt haben — Gleichberechtigung. So geht der Zickzack der Weltpolitik weiter, bis einst die Schicksalsstunde wieder schlägt.

AUS UNSRER ARBEIT

AUFFÜHRUNG EINES CHINESISCHEN LUSTSPIELS

Am 7. April 1927 veranstalteten die Damen Frä. v. Motesiczky, Frau Simon, Frau Swarzenski und die Herren Dr. Claessen, v. Dewall, Moesinger, v. Motesiczky, Dr. v. Roques und Prof. Wichert im „Frankfurter Hof“ eine Liebhaberaufführung des chinesischen, von Prof. Dr. Richard Wilhelm übersetzten Lustspiels „Der verwechselte Bräutigam“, zu dem Frau v. Dewall einen vom Uebersetzer gedichteten Prolog sprach.

Die Spielleitung und Inszenierung besorgten Frau Otto, Dr. Lo vom China-Institut und Dr. H. Simon. Frau v. Rappoport hatte das unbequeme Amt der Souffleuse übernommen. Die prachtvollen echten Kostüme stammten aus der Sammlung des China-Instituts.

Die Aufführung, deren Reinertrag dem China-Institut als Grundstock zu einem Preise für wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiete der Sinologie zugewiesen wurde, erntete reichen Beifall. Veranstalter und Gäste

blieben bei anschließendem Ball noch bis lange nach Mitternacht zusammen.

Der Text des Stückes wird in den „Chinesischen Blättern“ Jahrgang I, Teil IV veröffentlicht werden.

*

VORTRAGSTÄTIGKEIT PROFESSOR DR. R. WILHELMS

April 6.: Halberstadt, Außenpolitische Woche, „Die gegenwärtigen politischen und sozialen Entwicklungen in China“.

April 8.: Frankfurt, Gemeinschaft proletarischer Mädchen, „Das junge China“.

Mai 13.: Frankfurt, Volksbildungsheim, „Die gegenwärtigen Verhältnisse in China“.

Mai 16.: Essen, Akademische Kurse, „Die Seele des Fernen Osten“.

Für die nächste Zeit sind geplant: Mitte Juni ein Vortragszyklus in München, Anfang Juli ein Vortragszyklus in Berlin in der Hochschule für Politik. Näheres darüber wird in der nächsten Nummer bekannt gegeben werden.